[Eine eigenständige Denkerin und Pionierin]

Rita Bausch
erste Leitende Seelsorgerin des Bistums Basel, im Birrfeld 1983–1990

Ich bin 1943 in einer Klinik in Kreuzlingen geboren und zwei Tage später in der Kirche getauft worden. Damals glaubte man, ungetaufte Kinder kämen nicht in den Himmel, und die Kindersterblichkeit war ungleich grösser als heute. Ich habe drei ältere Brüder und eine fünf Jahre jüngere Schwester. Wir waren eine kirchlich gut sozialisierte Familie, meine Brüder waren alle Ministranten, wir Mädchen durften das natürlich nicht. Da spielten wir zu Hause Kirche, die Mutter hatte uns sogar Messgewänder genäht. Von der Migros gab es «Zitronelle-Guetsli», das waren die Hostien. Von Meersburg hatten wir einen Weinbecher, das war der Kelch, und die Buben brachten Weihrauch mit.

Es gibt zweierlei Leute

Ab der zweiten Klasse gingen wir alle zwei Wochen zur Beichte. Einmal wollte ich nicht gehen, da ich so vertieft war ins Spiel. «Warum muss ich gehen? Der Pfarrer sagt mir jedes Mal: Rita du bisch e Liebi!» Da antwortete meine Mutter: «Genau darum musst du gehen, damit du das hörst.» Meine Mutter hatte verstanden, worum es beim Busssakrament ging: Du bist lieb, auch wenn nicht immer alles gut war. Es war wichtig, das auszusprechen.
Wir waren eine katholische Familie, aber nicht verbissen katholisch. Vom Vater lernte ich: «Es gibt zweierlei Leute. Die einen essen gerne Fleischkäse und die anderen gehen gerne in die

Kirche. Und beide sind recht.» In diesem Klima wuchsen wir auf.
Die Mutter war Mitglied im Frauenverein, besuchte Gottesdienste und gestand mir später: «Weisst du, ich ging auch zur Kirche, damit ich für einen Moment Ruhe hatte vor euch fünf Kindern.» Ich besuchte die Maiandacht, damit ich nachher «Stei-Fangis» spielen konnte. Unsere Freizeit verbrachten wir im Umfeld der Kirche.

Die erste Messe in der Muttersprache

Das Zweite Vatikanische Konzil war vorbereitet gewesen. Papst Pius XII. hatte viel für eine Entflechtung von Busssakrament und Eucharistie getan. Wir lernten allmählich, dass Gott in jedem Sakrament Schuld verzeiht. Man sprach von Messe und Kommunion, noch nicht von Eucharistie. Ebenso wuchs das Verständnis, dass Kommunion nicht eine Belohnung ist für die ganz Guten oder das Gutsein, sondern dass Jesus alle aufforderte, zu ihm zu kommen.
Mein ältester Bruder studierte zu jener Zeit Theologie und kam daher früh in Berührung mit den neuen liturgischen Texten. 1963 war seine Primiz in Kreuzlingen. Er hatte bereits 1963 ein deutschsprachiges Liturgiebuch in der Hand, und wir beteten und sangen in der deutschen Sprache. Da gab es Leute, die sagten, das sei nicht gültig. Auf diesem Priester liege kein Segen, da er nicht lateinisch bete.
Am 7. März 1965 wurde offiziell die Liturgie in der Muttersprache eingeführt. Ich erinnere mich so gut an diesen Tag: Damals verteilte man den Leuten graue Liturgiebüchlein. Das war eine grosse Freude, endlich konnte man mitbeten und alles verstehen. Von da an sprach man im Gottesdienst die Muttersprache.
1963, als ich in Kreuzlingen als Kindergärtnerin arbeitete, war ich Scharleiterin im Blauring. Der Kaplan, Präses von Jungwacht und Blauring, brachte es damals fertig, das ganze Leiterteam einmal wöchentlich um 6 Uhr zur Frühmesse zu versammeln. Bereits damals konnten wir um den Altar stehen und sangen neue Lieder. Ich war gerade zwanzig Jahre alt. Das war ein schöner Einstieg in die Liturgiereform.

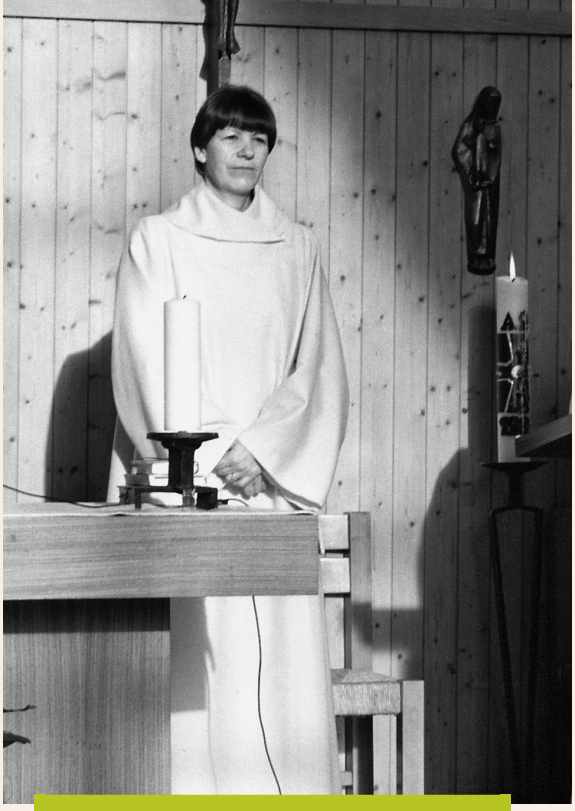
Eine der ersten angestellten Frauen

Ich zeigte immer schon Interesse an Kirche und Glaube. Doch der Anlass, Theologie zu studieren, war ganz einfach. Mein Vater schickte mir ins Kindergartenseminar nach Cham einen ausgefüllten Anmeldeschein für den zweijährigen Glaubenskurs. Ein Zettel dazu: «Ich habe das Gefühl, das sei etwas für dich, du musst es nur noch unterschreiben.» Ich besprach das mit meiner Deutsch- und Religionslehrerin. Sie riet mir zum vierjährigen Theologiekurs. Ich belegte diesen Kurs aus rein persönlichem Interesse. Das lag in der Familie: Mein ältester Bruder hatte Theologie studiert, der zweite Bruder begann ein Theologiestudium. Das Studium interessierte mich enorm und die Beschäftigung mit dem Alten Testament führte dazu, dass ich nach Israel wollte,

[Am 7. März 1965 wurde die Liturgie in der Muttersprache eingeführt. Das war eine grosse Freude, endlich konnte man mitbeten und alles verstehen.]

um drei Monate lang Hebräisch zu lernen.
Vor der Abreise am 2. Januar 1967 besuchte ich unseren damaligen Kaplan, der in der Zwischenzeit Pfarrer in Reinach geworden war. Er schlug mir vor: «Du könntest zu uns kommen und in der Pfarrei arbeiten. Warum sollten wir es nicht mit einer Frau versuchen?» So begann ich am 1. August 1967 meine erste Stelle in Reinach, Baselland. Ich erteilte Religionsunterricht, war in der Gefängnisseelsorge, machte

Hausbesuche, Krankenseelsorge, Taufbesuche, leitete die Jugendgruppen, und das mit 24 Jahren! Der Liturgiebereich war tabu. Mit den Erstkommunikanten besuchte ich einmal die Kirche und erklärte sie. Da stand ich am Ambo und dachte: Hoffentlich sieht niemand, dass ich hier vorne stehe. Das war vom Gefühl her ein Sakrileg. 1968 schritt ich beim Einzug der Erstkommunikanten bereits mit den Kindern mit. Es war damals etwas Unglaubliches für eine Frau, bei dieser Einzugsprozession mitzugehen.



Einsetzung am 4. Dezember 1983: Rita Bausch ist die erste Leiterin einer Seelsorgestelle, der die Kirche ein solches Amt überträgt.

Erste Predigt und Austeilen der Kommunion

Am ersten Freitag im März 1968 predigte ich zum ersten Mal in der reformierten Kirche in Reinach am Weltgebetstag der Frauen. Die Weltgebetstagsfeier öffnete den Raum für die Frauen in der Kirche, allerdings waren sie unter sich. Ende 1969 verliess ich Reinach. Nach drei Monaten arbeitete ich als Katechetin in Aarau. Als «Pfarrhelferin» wollte ich nicht mehr arbeiten. Ich wollte mit einem Pfarrer zusammenarbeiten, nicht aber zuerst ihm helfen. Der Entscheid, in Zukunft für eine Pfarrei zu arbeiten, kam 1970. Es war eine intensive Zeit, ich wohnte in Oberentfelden und war auch für Schöftland zuständig. Der Entfelder Pfarrer Leo Nietlisbach sagte eines Tages zu mir: «Du erteilst so vielen Kindern Religionsunterricht und verkündest das Evangelium, das könntest du auch für die Erwachsenen machen, du darfst auch predigen.» Das eine ergab das andere. Zum Patrozinium Peter und Paul predigte ich sogar in Aarau oder bei einem Jugendgottesdienst: Wir brachten den Plattenspieler in die Kirche, und die Kirche war zum Bersten voll. Pfarrer Reinhard in Schöftland schwitzte beim Austeilen der Kommunion. Ich war eine der Ersten, die kommunizierten. Da sagte er aus der Situation heraus: «Helfen Sie mir die Kommunion austeilen.» Ich ging zum Tabernakel, nahm das Ziborium und teilte zum ersten Mal einfach so die Kommunion aus. Von da an machte ich das regelmässig. Wir waren so geprägt von der Aufbruchstimmung des Konzils. Einmal reichte ich die Kündigung ein, weil es mir zu viel wurde, 16 Dörfer und Aarau zu betreuen. Da erhielt ich den Auftrag, einen Kurs für nebenamtliche Katecheten auszuarbeiten und anzubieten. Ich leitete jetzt noch während zweier Jahre diese Ausbildung für circa zwanzig Frauen in der Region.

Überbrückung als Pfarrverweserin

1972 gab es keinen Pfarrer in Schöftland, da amtete ich als Pfarrverweserin. Dekan Arnold Helbling in Aarau meinte zu mir: «Wir haben niemanden, schau, was du mit dieser Pfarrei machst.» Ich ging nach Hause an jenem Tag und meine zwei wichtigsten Fragen lauteten: «Wofür muss ich am Sonntag das Opfer einnehmen und wer läutet die Kirchenbetzeit?» In Schöftland musste man noch von Hand läuten, das hatte die Pfarrköchin gemacht.

Am nächsten Sonntag hielt ich ganz allein den Gottesdienst. Da sagte ich der Gemeinde: «Jetzt ist Pfarrer Reinhard fort. Wir sind trotzdem eine Pfarrei und wir müssen gemeinsam überlegen, wer was macht, wie wir Liturgie feiern und den Kindern Religionsunterricht erteilen.» Vierzehn Tage später waren es 42 Personen, die eineinhalb Tage lang im Pfarrhaus zusammen die Leitung der Pfarrei besprachen und sich organisierten. So entstand ein Miteinander, und der Dekan und die bischöfliche Leitung hatten Freude an uns.

Eine Frau leitet die Kirche im Birrfeld

Es gab nun Laientheologen, die ohne Leitungsfunktion (wie ein Kaplan oder Vikar) als Pastoralassistenten und -assistentinnen eingesetzt wurden. 1980 kam die Frage der Gemeindeleitung durch Laien auf. Leo Karrer, der damalige Pastoralchef im Bistum Basel, besuchte mich: «Es fehlen die Priester. Jetzt müssen Laien die Gemeinden leiten. Wir sind am Planen im Bistum Basel. Wir wollen das von Anfang an für Frauen und Männer zugänglich machen.» Er meinte, sie wollten mich einsetzen, aber dafür brauchte es den Studienabschluss. In der Zwischenzeit war der Dritte Bildungsweg entstanden.

Ich hatte die Katechetenausbildung, 14 Jahre Praxiserfahrung, nun studierte ich von 1981 bis 1983 in Chur. Das waren meine «Finkenjahre», ich konnte vom Zimmer in die Vorlesung gehen, ohne die Schuhe anzuziehen. Wie ein ausgelaugter Schwamm lebte ich in Chur.

Der Personalverantwortliche des Bistums Basel, Hermann Schüepp, hatte mich für den Seelsorgebezirk Birrfeld vorgesehen. Die wichtigste Frage an mich war, ob die Nationalität, der Pass der Menschen, eine Rolle spiele. Jemand musste hingehen, für den das nicht wichtig war, denn Birr war dazumal die Gemeinde in der Schweiz mit den meisten Ausländern. Dorthin konnte er nicht jeden schicken, es sei eine besondere Situation mit verschiedenen Dörfern in einer Seelsorgeeinheit. Aber auch mich könne er nicht überall hinschicken. Eugen Vogel sagt mir noch heute: «Mit dir habe ich gelernt, mit Frauen umzugehen.» Wir hatten es in all den Jahren sehr gut miteinander. Er war mir ein sehr guter Chef und Begleiter.

Ein katholischer Gottesdienst mit fünf Frauen am Altar

Als ich 1983 begann, schenkte mir die Kirchgemeinde ein liturgisches Gewand. Die Kirchenpflege teilte mir mit: Wenn ich im Birrfeld die Leitung dieses Seelsorgebezirks innehabe, dann müsse ich auch den Gottesdienst leiten. Einmal hielt ich einen Wortgottesdienst mit vier Ministrantinnen und unter den Besuchern waren solche, die ich nicht kannte. Da musste ich ihnen sagen: «Sie befinden sich tatsächlich in einem katholischen Gottesdienst, auch wenn Sie fünf Frauen da vorne stehen sehen.»

Eugen Vogel litt darunter, dass zu Zeiten meiner Vorgänger René Merz und Erwin Gut «Notsituationen» erfunden werden mussten, damit diese einen Gottesdienst leiten konnten, vor allem auch bei Taufen. Wir beide beschlossen damals, dass wir das nicht mehr so durchführen wollten. Ich wollte nicht extra einen Tauftermin vereinbaren im Wissen, dass Eugen Vogel verhindert war. Das brauchte ich nicht. Sobald das neue Kirchenrecht dies ermöglichte, fragte Eugen Vogel danach. Bischof Otto Wüst gab ihm die Erlaubnis mit der Bitte, dies nicht an die grosse Glocke zu hängen. Ich durfte taufen, trauen, beerdigen, Buss- und Versöhnungsgottesdienste leiten. Die am meisten gestellte Frage an mich lautete: «Dürfen Sie das? Dürfen Sie trauen, dürfen Sie taufen?»

Als ich im Birrfeld wirkte, gab es eine Familie, die offen zu mir kam und sagte: «Wir sind nicht

gegen Sie eingestellt, doch uns ist die Messe wichtig.» Sie besuchten den Gottesdienst in Windisch. Damit hatte ich keine Mühe. Später war es ausgerechnet diese Familie, die sich aktiv an den Fürbitten und anderen Aufgaben beteiligte. Manchmal braucht etwas seine Zeit. 1983 war ich nicht Gemeindeleiterin, aber die erste Leiterin einer Seelsorgestelle.

Ausländer im Birrfeld: Menschen mit Luftwurzeln

Ich hatte nicht viele seelsorgerliche Grundsätze, aber einen gab es: pro Tag ein Hausbesuch. In den Wyden trat ich durch eine Wohnungstür und fand mich in Sizilien, dann trat ich durch eine andere Tür und war in Zagreb, danach war ich in Spanien. Hinter diesen Wohnungstüren lagen verschiedene Welten. Die vielen Besuche führten dazu, dass die Leute sich am Pfarreileben beteiligten. Von der Besucherzahl her gab es im Birrfeld keinen Unterschied zwischen einem Wortgottesdienst oder einer Eucharistiefeier.

Die Italiener hatten ihren eigenen Seelsorger, und alle ein bis zwei Wochen feierten sie ihren eigenen Gottesdienst in Birr. Die Ausländerseelsorge war mir ein grosses Anliegen. Im November hielten wir einen Ausländersonntag in elf Sprachen. Bei Elternabenden der Schule beauftragten wir Übersetzer. Guten Kontakt hatten wir zu den Syrisch-Orthodoxen. Sie integrierten sich fest bei uns.

Im Birrfeld gab es 24 oder 26 Nationen. Wir waren eine junge Pfarrei von 2400 Menschen. Der Grossteil arbeitete bei der BBC, und wer damals die Pensionierung erreichte, hatte am nächsten Tag den Zügelwagen vor der Haustür stehen und verliess die Schweiz.

Ganz speziell in Birr war die Vielsprachigkeit und Internationalität. Therese Gloor[1] war für mich die einzige Frau im Birrfeld, die Wurzeln hatte. Ich pflegte zu sagen: «Wir sind alles Luftwurzeln-Leute.» Die Menschen lebten in zwei Kulturen, in der Familie lebt man anders als in der Schweiz.

Erster Kontakt zu den Menschen im Birrfeld

Als ich kam, kannte ich niemanden. Ich wohnte an der Bachtalen-Strasse. Bis ich im Volg ankam, hörte ich vier Sprachen, aber kein Deutsch. Da stand ich im Laden und hörte eine Stimme: «Grüezi Frau Bausch.» Das war Margrit Mascolo.[2] Ich kannte sie von Aarau her. Bereits am dritten Tag im Birrfeld besuchte ich den reformierten Pfarrer. «Guten Tag, Herr Schippert.» – «Ich kenne Sie schon», sagte

> **Es gab eine Frau, die aufstand und hinausging, wenn ich predigte. Ich litt nicht darunter, ich musste nicht wie ein Priester akzeptiert sein.**

er daraufhin. «Hoi Rita, ich bin der Gerhard. Wir kennen uns von Kreuzlingen her. Ich mag mich noch gut erinnern, dass dein Bruder mich verhauen hat!» Wir verstanden uns gut und spielten zusammen einmal pro Woche um 7 Uhr in der Früh Tennis.

Von Anfang an wollte ich die Leute am Gottesdienst beteiligen. Zu Hause hatte ich eine Kartothek aller Mitglieder. So zog ich jeweils ein Kärtchen und fragte die Leute am Telefon, ob sie am nächsten Sonntag mit mir zusammen die Fürbitten beten möchten. Einige Wochen später fragte ich, ob jemand die Lesung übernehmen würde. Neun von zehn Personen sagten zu.

Die «weltweit mächtigste» Frau in der Kirche

Eugen Vogel sagte, ich habe nicht feministische Theologie geschrieben, sondern feministische Theologie gelebt. Bevor ich ins Birrfeld kam, hatte ich den Entschluss gefasst, zu meiner Meinung zu stehen. Den Bischof oder Pfarrer wollte ich nicht mehr um Erlaubnis fragen,

Erstkommunion in der Pauluskirche: Rita Bausch und Vikar Josef Stübi.

sondern ich würde sie im Vorfeld über meine Handlungen informieren, und wenn es ihnen nicht passte, konnten sie reagieren.
Das Ziel des Frauenpriestertums ist nicht erreicht. Allerdings ist es nicht konsequent, auf der einen Seite das unzeitgemässe Amtsverständnis der katholischen Kirche anzuprangern und auf der anderen Seite Priesterinnen in dieses Amt zu fordern. Die Vision des Mitspracherechts haben wir auf weiten Ebenen erreicht. Ein Beispiel: Ich war Mitglied in der Aus- und Weiterbildungskommission des Bistums und wurde selbst zur Präsidentin gewählt. In diesem Rahmen veranstalteten wir in der HTL Windisch einen Anlass mit Anton Cadotsch[2]. Zuerst sprach er darüber, wie sich die Kirche entwickelt hatte nach dem Konzil, von der Synode 72, doch dann wurde er immer enger. Beim Podiumsgespräch äusserte ich mich, dass es mir unwohl werde, er zeichne ein Kirchenbild, das nur die Kirchenleitung einschliesse, jetzt habe ich immer weniger Platz. Da applaudierte der ganze Saal. Mir war das peinlich, Anton Cadotsch kriegte einen roten Kopf und entgegnete: Ich habe kein Recht, das zu sagen. So eine mächtige Frau, wie ich eine sei, gebe es auf der ganzen Welt keine in dieser Kirche.

1 Bereits für Eugen Vogel war die Katholikin Therese Gloor Anfang der 1960er-Jahre die «Anlaufstelle» im Birrfeld.
2 Langjährige Katechetin im Birrfeld.
3 Anton Cadotsch war Generalvikar im Bistum Basel.

Alles, was für die Priesterweiterbildung und die Laientheologen im Bistum Basel geschehe, müsse über meinen Tisch. Nun begriff ich: Für mich hiess es, sie hatten mich gewählt, weil sie jemanden brauchten, der nicht viel sagt, sondern die Sitzungen leitet. Gegen aussen bedeutete dies einen Meilenstein: Fortan ging alles über den Schreibtisch einer Frau.

Von Bischof Otto Wüst die Institutio erhalten

Als Gemeindeleiterin im Birrfeld war ich mit einer Missio Canonica vom Bischof ausgestattet. Ich besass zugleich die Institutio und damit war ich als Laientheologin so verbindlich im Bistum integriert wie ein Priester durch die Priesterweihe. Eine Institutio ist eine gegenseitige Verpflichtung zwischen mir und dem Bistum auf Lebenszeit. Um die Institutio hätte ich in einem Brief bitten müssen. Das tat ich nicht. Im persönlichen Gespräch sagte mir Bischof Otto Wüst, er habe das vermisst, das fehle. Da entgegnete ich ihm: «Wenn Sie mir die Institutio geben, dann nehme ich sie. Ich arbeite bereits seit 16 Jahren im Bistum, in Loyalität und in gutem Willen. Aber ich kann Ihnen und Ihren Nachfolgern keinen Kadavergehorsam versprechen.» Bei der Institutio-Feier 1984 schenkte er mir eine Bibel.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger